

Auch die stürmische Akzeptanz der europäischen Musik in Japan seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ist nicht zuletzt der japanischen Präferenz für die Kultur der Nonverbalität geschuldet. Die Einsicht Goethes, dass das Streichquartett das vernünftigste Gespräch unter vier Leuten sei, leuchtet zumindest im Japan der nonverbalen Harmoniekultur unmittelbar ein. Wie denn überhaupt die Musik als nonverbale Universalsprache unmittelbar konvergiert mit der ausgeprägten Kultur des Harmonie- und Gemeinsinns in Japan. Im gemeinsam gesungenen Schlusschor der 9. Symphonie Beethovens, die jährlich in

Japan zum Jahresende unzählige Male aufgeführt wird, erfahren Japaner offenbar besonders intensiv jene Tröstungen einer Kunst, die hinweghilft über die verborgene Einsicht, dass das Leben sich gegenüber dem Einzelnen in Wahrheit nicht harmonisch verhält, und dass deshalb Leben – wie Nietzsche behauptet – ohne Musik eigentlich ein Irrtum wäre. Und nicht zufällig hat man in die alte Glocke, die sich seit Ende des 19. Jahrhunderts im Residenzgarten der deutschen Botschaft in Tokyo befindet, den Satz Goethes in Erz gegossen: »Die Töne verhallen, die Harmonie aber bleibt.«

Ludger Lütkehaus

Briefe und letzte Worte

Jean Améry nach dreißig Jahren

Nach 642 Tagen in deutschen und französischen KZs war der vormalige Auschwitzhäftling Nr. 172364 am 15. April 1945 zusammen mit etwa 40.000 anderen Häftlingen in Bergen-Belsen befreit worden. »Mit 45 Kilogramm Lebendgewicht und einem Zebra-Anzug« stand er nun wieder in der Welt. Selten ist die Legende von der angebliehen »Stunde Null« 1945 eindrücklicher widerlegt worden als mit dem Leben Jean Amérys.

»Ich kam hier in meinem gestreiften Häftlingsanzug an«. Nach der Befreiung kehrte Jean Améry nach Brüssel, in das Land seiner Emigration zurück, in dem er 1943, während der Nazi-Okkupation, wegen seiner Beteiligung am Widerstand verhaftet und gefoltert worden war. Das Erstaunen, »zu den Unter-Übermenschen zu gehören, die all das überstanden haben«, verband sich mit der Erinnerung an die Tortur. »Wer der Folter erlag, kann nicht mehr heimisch werden in der Welt.«

Die Nachricht von der Heimkehr, die keine war, steht im zweiten Brief der Sammlung, mit der die neunbändige Jean-Améry-Ausgabe des Klett-Cotta-Verlags, ergänzt durch einen Materialien-Band, ih-



Ludger Lütkehaus

(* 1943) ist Hochschullehrer für Neuere Germanistik an der Universität Freiburg i.Br.

ren Abschluss findet. Die eingehend kommentierte, bisher unpublizierte Auswahl, die nach der Auskunft des Herausgebers Gerhard Scheit etwa ein Drittel der Korrespondenz Amérys umfasst, verbindet private, ja intime Zeugnisse mit Arbeits- und Geschäftsbriefen sowie den politischen Manifesten und Debatten eines engagier-

ten Linksintellektuellen. Der Band beginnt mit der Nachricht vom Herztod seiner ersten Frau Gina »in der unmittelbaren Folge meiner Verhaftung. ... Sie war der ganze Gewinn meines Lebens gewesen, das einzige, was mir nicht fehlschlug«. Und der Band endet mit dem Abschiedsbrief Amérys an seine zweite Frau Maria, bevor er in einem Salzburger Hotel in den selbstgewählten Tod geht.

Einer der dunkleren Lebensläufe des unseligen zwanzigsten Jahrhunderts. Doch zwischen diesem Beginn und dem düsteren Ende liegt ein überaus produktives Leben, wie die Briefe und das essayistische und literarische Werk eindrucksvoll zeigen. Améry wird wieder als jene herausragende publizistische Gestalt fassbar, die er seit Ende der 50er Jahre im kulturellen Leben der Bundesrepublik war. Freilich werden auch seine Grenzen – literarische, philosophische, menschliche – deutlich. Narbenfreiheit darf man von einem Gefolterten nicht erwarten.

Philosophisch veranlasst die Erfahrung des KZs und der Tortur Améry, auf Distanz zu seinem sonst unangefochtenen Mentor Jean-Paul Sartre zu gehen. Sein Pathos der Freiheit, der Wahl des Selbstentwurfs, prägt Améry entscheidend. Während Sartre diese Freiheit aber nicht einmal durch die Folter in Frage gestellt sieht, beobachtet Améry »an den Grenzen des Geistes« die vollständige »Verfleischlichung des Menschen durch die Tortur«, die Depotenzierung des vermeintlich autonomen Subjekts.

Um so mehr insistiert er in den Debatten über die »Bewältigung« der nicht zu bewältigenden NS-Zeit darauf, dass die Opfer die Opfer und die Täter die Täter sind und »Jenseits von Schuld und Sühne« – so der Titel seiner Abrechnung – bleiben. Améry glossiert sich selber brieflich öfters als den »Berufs-KZler«, das »Parade-Opfer«, den »Leidensjuden des Judenleidens«. Doch bei aller selbstironischen Distanz zu dieser Rolle beharrt er unnachsichtig darauf, dass kein Ressentiment gegen das »Ressenti-

ment« die Rollenverteilung zwischen Tätern und Opfern revidieren kann. »Wer gefoltert wurde, bleibt gefoltert.« Keine noch so ausgeklügelte dialektische Vermittlung, auch keine Theodizee des Lagers, kein forciertes Verzeihen, wie Améry es seinem Mithäftling und späteren Mit-Suizidanten Primo Levi zuschreibt, führt über den Graben zwischen einem nicht zu heilenden Leiden und einer irreduziblen Schuld hinweg. Der in seinen Briefen stets extrem höfliche Améry kann sehr deutlich werden, wenn es um die Nachkriegskarriere der alten Nazis von Holthusen bis Heidegger geht. Gegen den altneuen, auch linken Antisemitismus gilt dem Staat Israel bei aller Kritik seine konzessionslose Loyalität.

Symbol der über die angebliche »Stunde Null« hinweg festgehaltenen Identitäten ist Amérys Beharren auf seiner Auschwitzer Häftlings-Nummer, die noch auf seinem Grabstein auf dem Wiener Zentralfriedhof zu finden ist, »Ehrengrab Gruppe 40, Tor 2, für Auschwitzhäftling Nr. 172364«.

In einer anderen Hinsicht spiegeln die Briefe indes auch den Wunsch nach einer Neuerfindung des Menschen und Autors wider. »Hans Mayer«, so der angestammte bürgerliche Name, der schon den Knaben wegen seiner Gewöhnlichkeit gestört hatte, wählt 1955 das Pseudonym »Jean Améry«, unter dem er in die Annalen der Philosophie und Literatur eingegangen ist. Analog zu Max Frischs Gantenbein sagt er: »Mein Name sei Améry«.

Eine bei dem Sartre-Anhänger konsequenterweise französisch lautende Selbstwahl. Freilich, der neue Name ist aus den Buchstaben des alten gebildet, ein Anagramm. Ein neues, unverwechselbares Selbst sein wollen, aber bleiben, der man ist. Nicht zu dementieren auch der Hang zur Selbststilisierung, der Mayer/Améry verführt hat, sich einen imaginären akademischen Abschluss mit Dokortitel zuzulegen. Die Briefe sprechen hier mit gnadenloser masochistischer Ehrlichkeit von einer »Lebensläufe«, die »stark zur Lebens-

verbitterung beiträgt und gründlich die, ach, so bescheidenen Erfolge vergällt«.

Nichtsdestoweniger bleibt der Wille zu einer Selbsterfindung auf vermeintlich höheren Rängen motivierend. Trotz eines bald und reichlich erreichten publizistischen Erfolgs bleibt Améry ein labiler Autor, dessen Selbstbewusstsein jederzeit erschütterbar ist. Seine Arbeits- und Geschäftsbriefe (ja, auch das muss in Publizistenkreisen sein) selbst an wohlwollende Redakteure, Lektoren, Herausgeber, Verleger sind anders als die politischen Briefe in der Diktion fast demütige, manchmal peinliche Dokumente der Abhängigkeit eines »freien Autors« von Nicht-Seinesgleichen. Selbst als er im kulturellen Leben der Bundesrepublik längst eine Instanz geworden ist, vermag Hans Mayer alias Jean Améry nicht recht an sich zu glauben. Die Briefe zeigen diese Erschütterbarkeit, eine existenzielle Fragilität von Grund auf, ungeschützt und ungeschönt.

Als 1974 Amérys Roman *Lefeu oder der Abbruch*, sein »Lieblingskind«, von der Kritik, an der Spitze der »Erbfeind« Marcel Reich-Ranicki, verrissen wird und der Roman auch verlegerisch ein Fehlschlag wird; vollends, als Amérys zweiten erzählerischen Versuch *Charles Bovary, Landarzt* dasselbe Schicksal, nun ohne Revisionsmöglichkeit, trifft, hat er nicht mehr die Kraft, sich gegen dieses Urteil zu behaupten. Ein Dichter, kein Essayist und Publizist, wollte er, der rückhaltlose Verehrer des Genies Thomas Manns, seit seinen Anfängen sein. Und als Dichter sieht er sich gescheitert. Die Ästhetik, die er in diesen Jahren mit grausamer masochistischer Insistenz gegen sich selber vertritt, macht den Wert eines Kunstwerkes völlig von dem Urteil der Mitwelt abhängig. Wenn sie den Daumen senkt, dann ist für einen Améry das Todesurteil gesprochen. Nach dem Verriss des *Lefeu* zerreißt Améry sein eigenes Handexemplar. Das Urteil der Welt wird am eigenen Bücherleibe vollstreckt. Und mit dem Buch wird auch die seit je fragile Existenz zerrissen.

Als die Améry-Biografin Irene Heidelberger-Leonard seine Selbsttötung vorab mit dem Gefühl seines Scheiterns als Dichter motivierte, mochte man noch nicht so recht an diesen Zusammenhang glauben. Bringt man sich etwa um, weil ein Buch scheitert? Doch die Dichtung war für Améry in der Tat der Grund, auf den er seine Existenz stellen wollte und nicht stellen konnte.

Allerdings darf man darüber die seit je virulente »Lebensunlust«, ein *Understatement* fürwahr, nicht aus dem Auge verlieren. Amérys Depressionen sind keine Krankheiten, die kommen und gehen, sondern ein anhaltendes Lebensgefühl, auf dessen Authentizität, ja, Objektivität er beharrt. Seine »Selbstabschaffung« zeichnet sich über Jahrzehnte hinweg, nicht erst seit seinen literarischen Misserfolgen ab, »ein langer Prozess des sich Hinneigens, der Annäherung an die Erde«. Die Lebens-

zeugnisse zeigen einen unstillbaren Zug hinab, eine innere Wahlverwandtschaft mit dem Tod. »Mortido«, Gegenbegriff der von Améry bis zum Ende durchaus genossenen »Libido«, wird nach dem Begriff Paul Federns der übermächtige Todestrieb genannt.

Der Weg zum Ende beginnt mit einer bösen Prognose – es ist die der Mutter: »Aus dir wird nichts.« Und er endet in dem Moment, wo der als Dichter gescheiterte Sohn die Prognose verifizieren zu müssen glaubt: »I was a bad investment.« Jean Améry – das ist der Name für eine Lebenstragödie, deren Autor sich als Publizist nur dort fand, wo er sich nicht gesucht hatte, und den Dichter nicht fand, den er in sich suchen wollte.

Sein großartiger »Diskurs über den Freitod« *Hand an sich legen* hätte ihn vielleicht noch für eine Zeit ins Leben zurückholen können. Doch kehrt man mit einem Buch über die Selbsttötung ins Leben zurück? Jedenfalls kein Jean Améry. Am 16.

Oktober 1978 nimmt er sich in der Fremde eines Salzburger Hotels das Leben. Zwei Jahre später folgt der Freund Ernst Mayer, der Adressat der meisten persönlichen Briefe, ihm nach. Amérys letzter Brief geht an seine Frau – ein erschütterndes menschliches Dokument: »Ich bin auf dem Weg ins Freie ... Ich bin am Ende meiner Kräfte ... Ich habe ... aufrecht gelebt und will aufrecht ... sterben.« Dieses Ich scheint von jener »solipistischen« Einsamkeit bestimmt, die Amérys Freund Hans Paeschke seiner Apologie des Freitods vorgeworfen hat. Aber der Brief, »voller Trauer, Sanftmut und Zartheit« nach der schönen Formulierung des Herausgebers, geht darüber hinaus: »Bitte, bitte, sei mir nicht gram ... Ich danke Dir für alles, ..., für den Jean Améry, der nur durch Dich, mit Dir bestand.«

Jean Améry: Werke, Bd. 8, Ausgewählte Briefe 1945-1978 (hrsg. von Gerhard Scheit). 804 S.; Werke, Bd. 9 (hrsg. von Irene Heidelberger-Leonard). 950 S., Klett-Cotta-Verlag, Stuttgart 2007 und 2008, jeweils € 34,00.

Annalisa Viviani

Ein Kaiser für die Bourgeoisie

Zu einer Biografie Napoleons III.

Anders als Napoleon I. ist der auf dem Höhepunkt der Herrschaft seines Onkels 1808 geborene Louis-Napoleon Bonaparte wenig in Erinnerung geblieben – obwohl er achtzehn Jahre lang, von 1852 bis 1870, als Napoleon III. Kaiser von Frankreich war. Die deutsche Geschichtsschreibung hat aus ihrer Geringschätzung kein Hehl gemacht und den Verlierer des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 oft gar als »nützlichen Idioten« geschmäht.

Annalisa Viviani

(* 1949) ist freie Lektorin, Publizistin und Übersetzerin in München.

Viviani.AutorenEdition@gmx.de



Johannes Willms, Kulturkorrespondent der *Süddeutschen Zeitung* in Paris, entreißt mit seinem Buch den seines Erachtens zu Unrecht Verkannten der Vergessenheit. Er würdigt »Napoléon le Petit«, wie Victor Hugo ihn hämisch titulierte, als vielseitig begabten, politisch und militärisch denkenden Mann, der seinen politischen Auf-